Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Preußen und Frankreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Preußen und Frankreich.

Die Abneigung des Kaisers Napoleon gegen die Verträge von 1815 war niemals zweifelhaft; sein Streben, die Grenzen zu Gunsten Frankreichs zu ändern, hat Italien gegenüber zu Erfolgen geführt, der Selbstmord des deutschen Bundes eröffnete auch an der Rheingrenze dem Kaiser neue Aussichten. Zu seiner Familienabneigung gegen den pariser Frieden von 1815 gesellt sich vorsorgende Klugheit, denn er ist zu der Hoffnung berechtigt, daß jede [illegible] Frankreich günstige Revision der Verträge von 1815 ein festeres Ban[illegible] seiner Dynastie und dem französischen Volk knüpfen werde. Er ist [illegible] Vater, und der Gedanke an die Zukunft seines Sohnes [illegible] combinirenden und wieder so vorsichtig abwägenden Geis[illegible]

Der Kaiser ist aber Deutschland und Preußen [illegible] schwieriger Lage. Während alte Familienerinne[illegible] Lieblingsideen ihm für sich und Frankreich viel[illegible] nen lassen, als Erfolge an der Rheingrenze, [illegible] Urtheil, welches ihm bei Abschätzung der [illegible] dringend von einem Angriff auf das [illegible] Aufflammen des deutschen Stolzes im [illegible] scharfen Beweis geführt, daß eine kr[illegible] sehr unkräftig ist, auf die Länge nur [illegible] schädigt werden kann. Das Deuts[illegible] jahren in seinen nationalen Bedür[illegible] Deutschland von 1813 so unähnlic[illegible] dem Kaiserreich im Jahre 1808.

Grenzboten III. 1866.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft und Kunst, Handel und Industrie in langen Friedensjahren diesseit des Rheins ein lebendiges Nationalgefühl großgezogen haben, und daß ein Conflict mit Frankreich die Deutschen am ersten zu einmüthigen Anstrengungen verbinden könnte. Die Ereignisse der letzten Monate haben ihm ferner die Kriegstüchtigkeit Preußens in nicht verächtlichem Licht erscheinen lassen, er ist sich wohl bewußt, daß ein Rheinkrieg die gefährlichste aller Campagnen ist, welche Frankreich führen kann, und daß die Terrainbildung Frankreichs Preußen zu dem furchtbarsten Gegner seines Staates macht. Endlich kann er nicht verkennen, daß ein solcher Krieg noch größere Gefahren für ihn selbst und sein Haus schaffen würde, als für Frankreich. Es würde ein großer Krieg; militärische Erfolge der Gegner würden den französischen Stolz heftiger erbittern und einen schnellen Friedensschluß unmöglich machen, wiederholte und große Erfolge der Gegner würden seine eigene Herrschaft über Frankreich mit höchster Gefahr bedrohen; französische Siege aber würden dem Stolze der Preußen und fast aller Deutschen eine tiefe, immer schwärende Wunde schlagen, Preußen würde ein Feind seines Hauses und Frankreichs werden, bei jeder politischen Verwickelung müßte der Gegensatz sich thätig erweisen, ihm und seinem Nachfolger würde die Ostgrenze unabläßige Gefahr bereiten. Große und staatenzertrümmernde Siege Frankreichs endlich würden ihm sogar noch ernstere Gefahr heraufbeschwören: der französische Marschall, welcher siegreich bis in das Herz Deutschlands vordränge, müßte in Frankreich eine Bedeutung gewinnen, welche [illegible]nigstens in der nächsten Generation dem Erben des Kaiserreichs ebenso ge[illegible]ein könnte als große Siege der Preußen.

[illegible]mmen andere Betrachtungen. Wenn Frankreich jetzt gegen das [illegible] und eine zeitgemäßige politische Verbindung der deutschen [illegible]tt, so liegt in solchem Kriege etwas Unedles, das wenigstens [illegible]theiligten Zuschauer dem Kaiser und seinem Frankreich [illegible] im Fall England einem solchen Krieg ohne sich ein[illegible]erungssucht Frankreichs würde dort schwere Be[illegible] ob besiegt, der Kaiser würde den Ruf bedäch[illegible] Vertrauen, das er sich gewonnen, verlieren. [illegible]cipien seines eigenen politischen Credo. [illegible]spruch nehmen, ist nur das Recht jedes [illegible]eiten selbst zu ordnen; sie denken nicht [illegible]ren kein französisches Dorf, sie haben [illegible]ft und freundlicher Verbindung mit [illegible] Savoyen und Nizza von Italien [illegible] zu Gunsten Italiens in das Feld [illegible]ten ihr Blut vergossen. Was aber [illegible]n und Oestreich gethan? Es hat

den letzten entscheidenden Sieg Preußens, die Einnahme von Preßburg, durch freundlich interponirte Vermittelung gehindert, es hat bereits durch sein Dazwischentreten Oestreichs Territorialbestand und die Existenz der süddeutschen Regierungen erhalten. Schon jetzt hat es dadurch einen Druck auf die deutschen Verhältnisse und Preußens Erfolge ausgeübt, der grade so groß ist, als ihn ein mannhaftes Volk noch ertragen kann; weiter zu gehen, wäre in Wahrheit unloyal und beleidigend gegen den Sieger und ein ungerechter Eingriff in fremde Angelegenheiten. Es ist ja dasselbe Nationalitätsprincip, welches ein Axiom der kaiserlichen Politik bildet, das sich jetzt in Deutschland zu realisiren ringt, es wäre nicht klug und es wäre nicht recht, wenn Frankreich mit den Waffen hindern wollte, was es selbst als die Grundlage berechtigter Staatenbildung anerkannt hat.

Und doch. Trotz dieser naheliegenden Erwägungen hat Kaiser Napoleon deutsches Rheinland von Preußen gefordert. Ueber den Umfang seiner Forderungen ist nichts Sicheres bekannt; es ist Grund, anzunehmen, daß dieselben noch größer sind als die Presse meldete, und außer Landau, Mainz, Luxemburg auch Rheinpfalz, Rheinhessen und gegen Preußen die Saargrenze beanspruchen. Wir dürfen also schließen, daß der kaiserliche Wille gerichtet wurde einmal durch den für den Moment übermächtigen Wunsch, ein altes geheimes Project zu realisiren, vorzugsweise aber durch die Meinung seines Volkes. In seinem Cabinet, wohin die Telegraphendrähte alltäglich Gemurmel und Stimmung aus jedem Theile Frankreichs leiten, hat er den Eindruck empfangen, daß die Franzosen ein heftiges Gelüst haben, mit Preußen alte Rechnung abzumachen. Ein großer Theil der kaiserlichen Erfolge beruht darauf, daß Napoleon solchen Stimmungen, die unfertig, zuweilen noch der pariser Presse undeutlich, in dem Volk und Heere tönen, feste Formel und Realisation zu geben wußte. Einige Mal, da, wo er am weisesten handelte, faßte er Wunsch und Bedürfniß seines Frankreich höher als ein anderer der Franzosen, so bei seinem Kampf gegen die Schutzzöllner; ein anderes Mal hörte er wohl nicht deutlich genug, was in dem Telegraphen hämmerte, weil sein eigener Wunsch ihn zu jäh vorwärts trieb, wie in der Frage Mexicos. Diesmal mag er die Tagesströmung Frankreichs richtig verstanden haben.

Denn selbst die Haltung der französischen Blätter giebt kein vollständiges Bild von der gereizten und neidischen Stimmung, womit die Franzosen der Hauptstadt und des östlichen Frankreichs die Fortschritte der preußischen Waffen betrachteten. Sie gleichen jetzt älteren Autoren, welche im Besitz eines gewissen Quantum Ruhms jeden Beifall, den sich ein anderer gewinnt, für eine Beeinträchtigung der ihnen gebührenden Quote halten. Hinter den Phrasen von freier Nationalität liegt dort derselbe eitle Stolz, welcher zur Zeit Ludwig des Vierzehnten und Napoleon des Ersten das Franzosenthum gemeinschädlich für Europa machte. Die nationale Anmaßung und Selbstüberschätzung ist größer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

als sie jemals in Oestreich war. Sie hat ohne Zweifel bessere Berechtigung, denn sie kann auf glorreiche Thaten im Felde und auf nicht minder glorreiche Eroberungen im Gebiete der Wissenschaft, Kunst und des Erwerbes hinweisen. Aber sie droht deshalb, weil sie durch eine große, wohlfundirte Kraft gestützt wird, um so verderblicher für Europa zu werden. Das Volk betrachtet sich als Herrn des Continents, Gesetzgeber Europas, Mittelpunkt der Civilisation. Nur die Besten sind frei von einer Suffisance, welche intolerant das Fremde abweist und sich gewaltthätig gegen die Nachbarn geltend zu machen sucht. Noch immer sind die Franzosen darin der gerade Gegensatz unserer Landsleute, deren billiger Sinn sehr bereit ist, das Fremde anzuerkennen, ja zuweilen in Gefahr kommt, die eigene Tüchtigkeit zu gering anzuschlagen. Dieser nationale Stolz ist den Franzosen oft eine Quelle männlicher Tugenden geworden, er setzt sie jetzt in Gefahr, sich selbst ein Unglück über das Land zu beschwören.

Wir Deutschen sind keine Gegner des kaiserlichen Frankreichs; wir haben keine Sympathien weder für den Grafen Chambord, noch für das Haus Orleans, noch für irgendeins der republikanischen Ideale, welche durch französische Emigranten vertreten werden. Der neue preußische Bundesstaat könnte im Gegentheil die beste Stütze des Hauses Napoleon sein, wenn dies die Politik hätte, uns in unsern heimischen Angelegenheiten gewähren zu lassen. Wenn nicht, dann nicht. Wir wissen sehr wohl, daß ein Krieg gegen Frankreich für Preußen eine schwere, und harte Sache ist, vollends nach dem Kampfe mit Oestreich. Denn Kugel und Krankheit haben auch in das siegreiche Heer Lücken gerissen, deren Ergänzung nicht leicht wird. Wir sind uns auch bewußt, daß bei einem Kriege gegen Frankreich, welcher jetzt oder in nächster Zukunft ausbräche, der militärische Machtzuwachs, den Preußen durch die annectirten Länder und die Bundesgenossen erhalten würde, nicht von entscheidender Wichtigkeit wäre. Die kleinen Heerkörper der einzuverleibenden Länder müssen neu organisirt werden, die entthronten Souveraine werden zuverlässig das Ihrige thun, die Offiziercorps an dem alten Fahneneid festzuhalten, auch die Stimmung der Mannschaften würde nach der Verwirrung der letzten Monate keineswegs einer neuen Formation geneigt sein, und es ist fraglich, ob der Aufwand an Kraft, welcher dabei für Preußen nöthig ist, und ob die ersten Schwierigkeiten der Neubildung nicht in den nächsten Monaten den Zuwachs an Macht überwiegen. Vollends im Süden des Main ist die Desorganisation der Heere und der Stimmung sehr groß, und dieser Theil des frühern Bundes, zwischen Frankreich und Oestreich eingeklemmt, bietet militärisch so wenig Aussicht auf eine erfolgreiche Behauptung, daß Preußen durch eine Bundesgenossenschaft derselben in einem französischen Kriege gegenwärtig mehr gehindert als gefördert sein würde. Es stünden also bei einem Conflict mit Frankreich wieder nur die militärischen Kräfte von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenig mehr als 20 Millionen gegen mehr als 36 Millionen, und zwar gegen Truppen und ein Volk, welches sich mit Stolz das kriegstüchtigste der Welt nennt.

Der Krieg wäre deshalb eine sehr harte und schwere Zumuthung für Preußen. Aber Preußen müßte ihn auf sich nehmen. Es wäre ein zweiter Kampf auf Tod und Leben, im besten Fall ein saures Stück Arbeit, aber die Franzosen mögen darauf rechnen, es würde gethan werden.

Uns stünde es schlecht an zu drohen, aber wenn die Franzosen uns in die Lage versetzen, neben ihnen unter dem eigenen Dach nicht in ehrenhaftem Frieden leben zu können, so werden wir, sehr ungern, unsere Kräfte anstrengen müssen, um Frankreichs Grillen für Deutschland unschädlich zu machen. Der Ausgang eines solchen Conflicts steht in höherer Hand, wir fühlen uns gewiß frei von Selbstüberschätzung und wir würdigen die Tüchtigkeit unsers Gegners besser, als er die unsrige, aber Preußen hat, als es den großen Kampf um Deutschland begann, die Scheide seines Schwertes weggeworfen, es ist gerüstet bis zum Aeußersten und auf das Aeußerste gefaßt.

Und wenn unsere Nachbarn im Westen der häßlichen Eifersucht, die ihr Urtheil klein gemacht hat, nicht Herr werden, so wird die nächste Folge sein, daß die Erbitterung, welche jetzt im preußischen Heer und Volk durch ihr Verhalten aufgeregt wurde, alles deutsche Land erfaßt. Das wird nicht auf der Stelle den preußischen Heeren beträchtlich größere Kriegsstärke geben, es wird aber die Schwierigkeiten unsrer politischen Neugestaltung wesentlich verringern. Schon jetzt haben Stimmen von Frankreich her ebenso sehr als die preußischen Siege die Kälte der Süddeutschen gegen Preußen vermindert, nicht lange, und die Franzosen werden uns den preußischen Ministerpräsidenten zum populärsten Mann in Deutschland machen. Mit jedem Tage wird im Süden das Bedürfniß des Anschlusses an Preußen lebendiger, und das schwere Opfer, welches Frankreich dem neuen Bundesstaate zugemuthet hat, auf das ganze Deutschland zu verzichten, wird hinfällig. Wir sind nicht gewillt, die Energie des Hasses gegen Frankreich aufzuregen und für uns in Bewegung zu setzen, aber wenn die Franzosen selbst diese Mühe übernehmen, werden wir aus ihrem Fehler Vortheil zu ziehen suchen.

Noch einmal. Wir Deutsche haben wirkliche Achtung vor dem Kaiser Napoleon, und freudig haben wir immer das Große anerkannt, das von Frankreich her in unser Leben kam. Aber wir sind uns auch des eigenen Werthes wohl bewußt. Lange haben wir in friedlicher Arbeit des Gelehrtenzimmers, des Comptoirs und der Werkstatt darnach gerungen, uns aus der Verwüstung, die vor 200 Jahren über unser Leben kam, heraufzuarbeiten, jetzt fühlen wir uns stark genug, auch unsern Staat so zu formen, daß er mit Ehren unter den großen Nationen der Erde stehen kann. Das ist ein billiges Verlangen, es ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein wohlverdienter Erwerb, den wir jetzt nutzbar machen; wir werden uns zwar noch unter einander darüber streiten, aber wir wollen uns von keinem unserer Nachbarn stören lassen.

Diese Auffassung ist den Deutschen allgemein, ihr Herren in Frankreich.

Gervinus und die deutsche Frage.

Gervinus Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den wiener Verträgen. Achter Band. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1866.

Nach fünfzigjähriger Geltung sahen sich die wiener Verträge im Jahre 1830 von der Bewegung Frankreichs in ihrem Bestande bedroht. Zwar war auch die Periode von 1815 bis zur Julirevolution der Welt keineswegs in ungetrübter Ruhe verflossen; aber die großen umgestaltenden Begebenheiten hatten den eigentlichen Kern des civilisirten Europa unberührt gelassen. Die große französische Revolution setzte ihre Reise um die Welt fort, und verbreitete ihre späten Nachwirkungen nach Osten und nach Westen über die Länder, die, an den Grenzen der civilisirten Welt gelegen, aus der Barbarei zu einem höhern Culturzustande sich emporzuarbeiten bemüht waren. Griechenland hatte das türkische, Südamerika das spanische Joch abgeschüttelt, ohne daß ihnen zugleich mit der mühsam errungenen Selbständigkeit die staatenbildende Kraft zu Theil geworden wäre, das erste Erzeugniß der Cultur und zugleich die Bedingung des Fortschreitens zu einem freieren und höheren Civilisationszustande. — In den romanischen Staaten des südlichen Europa dauerten die fieberhaften Zuckungen der Revolution fort, zu schwach, um das Joch des Despotismus abzuwerfen, gefährlich genug, um den ausschweifendsten Reactionsgelüsten einen Vorwand zu verdoppeltem Drucke zu bieten.

Indessen der europäische Friede war durch diese Verwickelungen nicht gestört, kaum bedroht worden. Selbst der Krieg Rußlands gegen die Türkei, so schmerzlich ein Theil der Mächte auch das rücksichtslose Vorgehen der Czaren empfand, rief nicht einmal die ernsthafte Befürchtung einer Gefährdung des Weltfriedens hervor; das Friedensbedürfniß nach der langen aufreibenden Periode der Revolutionskriege war zu groß, um nicht jede Wiederkehr gewalt-